

Weiß

Gefallene Blätter rollen sich, als ballten sie die Finger zu Fäusten, um sich zu wärmen. Heißer Atem dampft aus den klaffenden Mäulern der Leitungen an den Außenmauern der Häuser, während im Innern gefräßig fauchende Flammen oder tief in Heizkessel gebettete Elektroschlingen die Menschen behüten, fern von den eisigen Klauen der Natur. Draußen ist die Luft voller Kristalle, die sie in einen so dichten Nebel verwandeln, dass ich durch die kahlen Bäume nicht bis zum nahen Kirchturm blicken kann. Alles ist still. Still und unbewegt. Die Weihnachts- und Neujahrsfestlichkeiten scheinen lange vorbei, die Menschen, die Arbeit haben, sind dorthin zurückgekehrt, ich jedoch nicht. Ich werde diesen Monat, wie viele Gärtner, wenig zu tun haben. Im Januar habe ich Zeit, Samenkataloge zu studieren und davon zu träumen, was sein könnte, wenn ich das umsetzen, jenes ausgraben und dieses dort drüben einpflanzen würde. Der Garten, der mir vorschwebt, verändert sich wie ein Mark-Rothko-Gemälde, wenn ich eine Farbgruppe hierhin verschiebe und dort zwei neue Farben kombiniere, einen Pfad anlege, um etwas auseinanderzuhalten, eine Hecke strichle und so einen magischen freien Winkel schaffe. Alle Gärtner haben Fantasiegärten, und viele von ihnen sind Maler. Ich male nicht mehr: Malen erfordert Berge von Ausrüstung und einen dauerhaften Arbeitsplatz, wo man alles unterbringt. Stattdessen schreibe ich. Das kann ich überall.

Die Welt, in meinem Haus und außerhalb, wirkt friedlich. Obwohl es unter Menschen selten friedlich zugeht, ist meine eigene, eng begrenzte Welt entspannt. In Rockwood, wo ich wohne, scheint alles schwarz oder weiß. Die Dohlen sammeln sich bedächtig und still um die Kamine oder picken halbherzig in der gefrorenen Erde; die Glücklicheren zerren schlaffe kalte Würmer ans Licht oder gekringelte Schnakenlarven. Die Bäume wiegen sich nicht, sondern recken ihre Äste aufwärts oder nach außen und warten. Auch die Spatzen verhalten sich ruhig, flattern weiter von Gebüsch zu Gebüsch, doch ohne viel zu sagen, und ich sehe von meinem Fenster aus zu, als wartete ich, ohne zu warten.

Die Kälte ist mit lebenswichtiger Arbeit befasst, schiebt sich zwischen die Erdkrumen und senkt die Temperatur der Wassermoleküle, damit sie langsamer werden und alle Bewegung einstellen, sich dann ausdehnen und die Krume auseinanderschieben, so dass die Erdklumpen an der Oberfläche mit Einsetzen des Tauwetters zerkrümeln. Sie kriecht in die Körperzellen der Tiere und wird eins mit ihnen, während sie erwärmte Luft ausstoßen, die zu Dampf kondensiert. Sie sickert in armselige Häuser und kühlt Füße und Kleider der Kinder, die sich für die Schule anziehen; klebt an den Obdachlosen, wenn sie nachts in Hauseingängen Schutz suchen, und bildet Kristalle an den Rändern der abgestorbenen gelbbraunen Hortensienblätter, küsst Grün-, Rosen- und Winterkohl und lässt sie süß und schmackhaft werden. Sie wickelt die Apfelbäume fest ein und

schickt sie in einen so tiefen Schlaf, dass sie, sobald sie daraus erwachen, nur so strotzen vor Energie und schmackhaften Früchten.

Ich bin im Haus und ruhe mich aus, wie meine Katze, die auf meinen Schoß springt, sobald ich mich irgendwo hinsetze. Eine Schildpatt namens Mimi, die mich ebenso liebt wie ich sie, selbstsüchtig auf meine Wärme erpicht wie ich auf ihre Bewunderung und Pracht. Sie schaut mir ins Gesicht, sie hat gefleckte Augen, mit braunen Einsprengeln im Bernstein, wie Sommersprossen. Für Sommersprossen hatte ich immer schon etwas übrig. Ich bin hin und her gerissen zwischen meiner Lektüre und dem, was draußen vorgeht. Wieder einmal lese ich W. G. Sebalds *Ringe des Saturn* und fühle mich behaglich aufgehoben, während ich seiner mäandernden Reise folge, die mir von nirgendwo zu kommen und nirgendwo zu enden scheint. Ich mag Geschichten, die sich so echt anfühlen.

Anfänge

Ein neues Jahr, ein neuer Kalender, ein neues Notizbuch. Das Leben im Haus fühlt sich weniger neu an; der gleiche Staub wirbelt unter meinen Schreibtisch, der gleiche Schmerz in meinem linken Knie. Das einzig Neue ist mein Notizbuch, das neben dem alten lehnt, von dem ich immer noch ein paar Einträge kopieren muss. Hätte das alte mehr Seiten, würde es weiter verwendet werden und seine Aufgabe genauso gut erfüllen. Es müsste nicht an dieser Stelle enden.

In ferner Vorzeit entschieden unsere Vorfahren, das neue Jahr mitten im Winter zu beginnen, lange nachdem das Erntefest vorbei war und die Felder nichts mehr hergaben und warteten, dass der Frühling kam und Erbarmen zeigte. Vielleicht fürchteten die Menschen in weniger entwickelten Zeiten, der Winter sei das Ende der Welt, die langsam in ewiger Kälte und Dunkelheit verging. Irgendwann erkannte ein in warme Tierfelle gehüllter Mensch, dass die tiefer sinkende Sonne ihr Verhalten geändert hatte und jetzt Tag für Tag wieder höher stieg. »Schaut, Leute, es wird wieder gut!« Sie beobachteten, wie alles vorüberging, und erkannten, dass die Welt sich immerzu verändert, und stets in einem anderen Tempo. Immer biegt etwas Neues um die Ecke und erscheint auf der Bildfläche. Geht man zu nahe heran, scheinen die Dinge plötzlich da zu sein und dann wieder zu verschwinden. Tritt man zurück, sieht man, wie sich alles dreht und nur ein Wirbel ist. Ich habe gelernt, zurückzutreten, wenn ich mich aus irgendeinem Grund traurig fühle, doch unsere Sinne verfügen nur über eine begrenzte Aufnahmefähigkeit; es gibt so vieles, das sie nicht erkennen können, und wir werden niemals wissen, was außerhalb unserer engen Wahrnehmung existiert.

Die Zeit um den 22. Dezember, wenn die Sonne nach der längsten Nacht des Jahres langsam wieder zurückkehrt, scheint gut geeignet für den Beginn eines neuen Zyklus. So ritzen wir ein Zeichen in den Rand des endlos sich drehenden Rads; wir setzen es auf halber Strecke, wenn die Finsternis im Licht aufgeht, und sagen: »An dieser Stelle beginnt der Kreislauf.« Dieser Tag war das allererste Datum im allerersten Kalender und der Beginn unserer Kultur. Ich frage mich, wie menschliches Leben auf diesem Planeten wohl ausgesehen hätte, wenn wir uns nicht vor der Dunkelheit gefürchtet und keinen Grund dafür gesehen hätten, Tage und Jahreszeiten zu zählen; wenn wir nie ein Zahlensystem entwickelt hätten, so wie manche Stämme am Amazonas oder Kinder, die zwischen drei oder vier Süßigkeiten keinen Unterschied erkennen.

Unsere Kultur wurzelt in unserer Fähigkeit zu unterscheiden: den Tag von der Nacht, das Mittagessen vom Frühstück, uns von den anderen, Gut von Böse. Der Fähigkeit, eine Sache gegen eine andere abzuwägen. Wir lernen, die Dinge aus ihren natürlichen Zusammenhängen zu lösen und klare Anfänge und Enden zu bestimmen. Bei dem uralten Kreissymbol des Uroboros, der Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt, befinden sich Kopf und Schwanz zwar an derselben Stelle, doch das Symbol hat eindeutig Anfang und Ende, auch als ewiges Kontinuum. Im Zen-Buddhismus existiert